

Leipzig, den 21. September 1943

Liebster Zwilling,

niemals bin ich auf den Gedanken gekommen, dass einer meiner Angehörigen fallen könnte. Und jetzt ist mein fröhlicher, bescheidener, kluger Bruder tot. Er war neunzehn! Ich kann es nicht fassen. Ich fühle Horst neben mir stehen, mich in die Rippen stupsen – na, Schwesterlein?

Erinnerst Du Dich noch an die Versammlung in Halle 9 nach dem »Polenfeldzug«? Wir standen in der Taktstraße zwischen den Triebwerken, eine Militärkapelle spielte, jemand in Uniform sprach, und die Werkleitung gab bekannt, dass der Polenfeldzug siegreich beendet sei und nur zehntausend Tote gekostet habe. Ich fand das auch wenig. Jetzt schäme ich mich. Wieso habe ich nicht begriffen, dass das zehntausend Menschenleben, Väter, Söhne, Brüder waren!

Außer im Krieg war ich nie von Horst getrennt. Als ich als Kind mit Masern bei meiner Tante lag, wurde Horst vor Sehnsucht nach mir krank und man steckte ihn zu mir ins Bett, da Masern immer noch besser waren als sein Kummer. Ich flickte ihm heimlich die zerrissenen Hosen, damit es meine Mutter nicht merkte. Oft saßen wir zusammen auf dem Geländer der Brandenburger Brücke und notierten die Nummern der durchfahrenden Lokomotiven, deren Typen wir alle kannten. Später steckte ich ihm das (selbst schwer verdiente) Taschengeld zu, kaufte ihm auf Abzahlung Atlas und Lexikon. Wir teilten die kleinen und großen Geheimnisse, träumten von gemeinsamen großen Taten, vertrauten einander die ersten Verliebtheiten an. In den Ferien suchte sich Horst mit seiner HJ-Schar das gleiche Fahrtenziel wie ich mit meinen BDM-Mädels, meist fuhren wir zur Erntehilfe. Wir machten zusammen das Sportleistungsabzeichen (ich war natürlich nach meinen 2000 Metern fertig und bedauerte ihn wegen der 10 000). Wir lasen die gleichen Bücher, dachten die gleichen Gedanken, er war mein nächster Mensch.

Ertrinken soll zwei Minuten dauern, ich stelle es mir wieder und wieder vor. Muss Horst nicht furchtbare Angst gehabt haben? Oder war er schon bewusstlos? Es war ein Seegefecht, drei deutsche Vorpostenboote gegen fünf englische Schnellboote, im Kanal. Bei hohem Seegang haben sie sich von Boot zu Boot mit Handgranaten bekämpft. Schon in den Rettungsbooten haben sie sich noch gegenseitig zusammengeschossen, die Überlebenden sind schwer verwundet. Horst ist nicht mehr aus der Munitionslast herausgekommen und mit dem Boot untergegangen. Er war von Kindheit an für die See begeistert. Als meine Eltern uns vor einer Ferienreise, damals war er fünf Jahre alt, ein paar Mark Taschengeld gegeben hatten, lief er in den nächsten Spielzeugladen und kaufte sich ein Boot – stolz trug er es unter dem Arm, als meine Eltern mit den Koffern herunterkamen; er musste es zurückbringen. Später segelte er auf dem Elsterausee, dann Kutterdienst auf dem Flutkanal, in der Marine-HJ hat er alle Seesportscheine gemacht, er war auch zur Ausbildung auf der »Gorch Fock«, voller Begeisterung. Die See war für Horst alles, nun gibt sie ihn nicht mehr her.

Meine Eltern haben auf so vieles verzichtet, damit Horst die Höhere Schule besuchen konnte, mein Vater auf manche Pfeife Tabak. Wir Mädels standen gern

für ihn zurück. Jetzt steht in unserer Stube Horsts Koffer, den ein Kamerad gebracht hat, mit den Sachen, die noch in seinem Spind waren, Fußpuder, ein Füllhalter, Unterwäsche, Notizbuch, Briefe, Fotos, die »Münchner Lesebogen«, die ich ihm in jedem Brief geschickt habe – alles in zweifacher Ausfertigung registriert und beglaubigt.

Vor mir liegt noch sein letztes Telegramm: »Urlaub endgültig 25.9. bis 30.9. Hurra, hurra, hurra. Ich freue mich so auf zu Hause.« Unsere Mutter weint den ganzen Tag. Mich quält der Gedanke, dass meine Verzweiflung unwürdig ist, das eigentliche Opfer hat doch er gebracht. Sein Tod ist eine Verpflichtung – wozu? Mir ist, als sähe er mir bei allem zu, was ich jetzt tue. Alle diese Opfer dürfen nicht umsonst gebracht worden sein.

Deine verzweifelte Elisabeth

(Dok. 5)

Telegramm, Warschau, 24.9.43

Bin tief erschüttert. Werde Samstag bei Dir sein. Erwarte Dich am Frühzug.
Dein Zwilling

Warschau, den 30. September 1943

Mein lieber Zwilling, unter unseren Arbeitern hat sich allerhand abgespielt in den letzten Tagen. Die Polen haben Freudenkundgebungen veranstaltet wegen der Kapitulation Italiens, und wir sitzen hier auf einem Pulverfass.

Ich bin froh, dass der Duce befreit werden konnte und nun wieder Staatsoberhaupt ist; fast schäme ich mich, dass ich – wenn auch nur für kurze Zeit – das Vertrauen zu unserem Führer verloren hatte. Die Ereignisse in Italien und die Führerrede haben mich überzeugt, dass man seine Maßnahmen gutheißen muss, auch wenn man sie nicht sofort versteht. Ich glaube wieder an unseren Führer. Jetzt werde ich nie mehr zweifeln, auch wenn ich die Maßnahmen, die von oben ergriffen werden, nicht sofort verstehe. Alles muss so sein, wie es der Führer anordnet, auch unsere scheinbaren Niederlagen. Sizilien ist ein Beweis. Viele befürchteten längst, dass die Italiener uns auch in diesem Krieg wieder verraten; es ist ein Glück, dass der Führer den ganzen Schwindel erkannte und rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergriffen hat.

Aber ein Schweinevolk sind sie doch, diese Italiener. Die haben überhaupt keinen Charakter. Statt jetzt Mussolini zuzuströmen, benehmen sie sich ganz renitent. Unsere italienischen Arbeiter sind nicht besser als die polnischen. Nur einer hat in diesen kritischen Tagen zu Mussolini gehalten, und den haben die

anderen ganz fürchterlich verdroschen. Die meisten sind überhaupt aus Frankreich hierher gekommen, das heißt doch, dass sie aus Italien getürmt sind? Dem Führer vertraue ich wieder völlig. Wenn er sich nach dem Kriege wieder mehr um die Politik kümmern kann, wird alles besser werden. Aber Du musst zugeben, Elisabeth, dass die Unterführer schlecht sind! Denen hier im Gouvernement sieht man es jedenfalls bäuchlingsweise an, warum sie die Schieberei und den Schwarzmarkt nicht verbieten. Wenn wir den Krieg gewonnen haben, hat denen ihre schöne Zeit auch aufgehört. Unsere Soldaten werden es ihnen schon besorgen, wenn sie heimkommen.

Ich habe steife Finger und kann nicht weiterschreiben. In meinem Zimmer ist es hundekalt, da erst ab 1. November geheizt werden darf. Vielen Dank für die Einlieferung des Geldes, ich wusste nicht, dass es so viele Schwierigkeiten macht. Aber für Deinen Zwilling hast Du es doch gern getan?

Behalt den Kopf oben, Liebe, schreib, wenn Du Dir das Herz ausschütten willst, es ist immer für Dich da Deine

Inge

Leipzig, den 13. Oktober 1943

Liebster Zwilling,

ich bin Tante einer kleinen Bärbel, über die ich so glücklich bin, als hätte ich sie selbst zur Welt gebracht. Immerhin, geholfen habe ich: Nachmittags sind wir – meine Schwester auf meine Schulter gestützt – um den Wohnzimmertisch herumgewandert (das Laufen solls angeblich leichter machen), die Nacht über habe ich am Bett gesessen und mein Möglichstes getan, um Christa zu unterhalten und abzulenken. Sie hatte scheußliche Wehen, das Baby wollte auf keinen Fall mit uns Bekanntschaft machen. Zwischen den Wehen habe ich meine Muttel verscheucht, die immer wieder den Kopf durch den Türspalt steckte und deren Aufregung uns nur störte. Ich habe Christa immer wieder mal auf zwei Stühle geschleppt, weil es da nach Ansicht der Hebamme, die ich nachts holte, leichter gehen sollte, dann wieder ins Bett, und ich habe ihr während des ganzen Vorgangs die Beine gehalten. Es war schließlich 7.00 Uhr morgens geworden, als ES herausrutschte: Vorschriftsmäßig zuerst mit dem Kopf, der ganz langgedrückt war, die Nabelschnur um den Hals geschlungen und blau angelaufen; es sah überhaupt mehr aus wie ein Frosch; ich war sehr erschrocken und bemühte mich, mir nichts anmerken zu lassen. Es kümmerte sich auch gar nicht darum, dehnte und streckte sich und fing nach einem Klaps auf den Hintern an zu quäken. Ich berichtete meiner Schwester sofort, dass die Fingerchen und Zehen in Ordnung seien, die Nägel alle da, Christa aber wollte wissen, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei. Was ich vergessen hatte nachzusehen. Dahin konnte ich dann vor Tränen kaum gucken. Als das Baby endlich da war und die Anspannung der Nerven nachließ, habe ich so geschluchzt, dass meine Schwester mich beruhigen musste. Bärbel ist 3500 g schwer und 54 cm lang.

Ach, Zwilling, so ein kleines Menschlein ist etwas Wunderbares. Auf dem Weg zur Arbeit kamen mir alle Menschen ganz neu vor, ich hatte die törichtsten Gefühle: Am liebsten hätte ich alle Frauen angesprochen und sie aufgefordert, nicht zuzulassen, dass man uns draußen die Männer wegschießt.

Bekannte und Unbekannte bringen meiner Schwester Büchsenmilch, Obst und Wäsche. Die Frauen helfen einander auf eine großartige Weise, wenn es ums Kinderkriegen geht. Auch das ist neu für mich.

Von meinen Schwiegereltern haben wir ein Säuglingskörbchen bekommen, ich soll es später für meine eigenen Kinder verwenden. Es steht quer am Fußende vor Christas Bett, so dass sie Bäbel im gegenüber hängenden Spiegel sehen kann. Jetzt sieht das Baby längst nicht mehr aus wie ein Frosch, sondern wie ein rosa Posaunenengel mit schwarzen Locken. Schade, dass ihr Papa sie nicht sehen kann; er liegt irgendwo im Mittelabschnitt und schreibt schon seit Monaten spärlich.

Wilm ist aus dem Kubanbrückenkopf heil herausgekommen; er liegt jetzt in Kertsch. Es schneit schon, und die Oststürme haben eingesetzt. Die Verpflegung ist gut, sie bekommen sogar 100 Zigaretten pro Tag. »ein bedenkliches Zeichen«, wie er schreibt. Die Partisanenüberfälle seien noch gefährlicher geworden. Die Post ist jetzt 10–12 Tage unterwegs; jeder Brief zeigt, ob Wilm vor zwei Wochen noch gesund war ... Kürzlich hat er eine Kiste mit allen entbehrlichen Sachen – Uniformstücke, Zeltbahn, Decken – zurückgeschickt, alles verschmiert mit Sonnenblumenöl, denn die beigepackte Flasche war ausgelaufen. Er rechnet also mit weiteren Rückzügen. Wir haben uns jetzt seit 10 Monaten nicht gesehen. Vor dem Einschlafen träume ich davon, wie wir später leben werden: Ich stelle mir ein Häuschen mit Garten vor, in dem die – möglichst vielen – Kinder herumtoben, gescheite Kinder natürlich, denen der Vati Lehrer bei den Schularbeiten hilft, die Sport treiben, Klavier spielen ... Zehn Minuten am Tage darf man doch solch pazifistische Gedanken haben, ja? Ich lebe von der Hoffnung, dass das eines Tages Wirklichkeit wird – es wäre das Ziel meines Lebens.

Habt Ihr auch Badoglioten [Anhänger von Pietro Badoglio (siehe Dok. 3)] bekommen? In unser Werk kamen ein paar hundert Kriegsgefangene, aber auch Zivilarbeiter. Du, das ist unglaublich: Man hat sie in Italien einfach auf Lastwagen geladen, nach einem Kinobesuch zum Beispiel, und nach Deutschland geschleppt. Sie durften gar nicht mehr nach Hause. Manche waren barfuß, in Süditalien ist es doch noch warm. Neulich gab es eine tragikomische Geschichte. Ein alter italienischer Arbeiter, ein kleiner dünner Mann, musste sich verantworten, weil er im Werkheim eine Decke gestohlen hatte. Er zog ohne ein Wort zu sagen seinen Schlosseranzug aus, unter dem er sie, Löcher für die Arme hineingeschnitten, als einziges Kleidungsstück trug. Natürlich musste man ihm die Decke lassen, und das Gelächter unter den Ausländern war groß. Eigentlich ist unter den Ausländern immer etwas los. Neulich mussten dreißig Spanier, die einzigen, die wir bekamen, wieder nach Hause geschickt werden. Sie hatten innerhalb weniger Tage das Werkheim vollständig demoliert, die Möbel durch die – geschlossenen – Fenster geworfen. Und die Bulgaren, bei uns arbeiten jetzt 19 Nationen, sind nicht dazu zu bewegen, mehr als drei Tage in der Woche zur Arbeit zu kommen, weil sie dann nach ihrer Ansicht genug verdient haben, um

leben zu können. Ich habe mit den Ausländern meist zu tun, wenn sie wegen Urlaub oder aus Krankheitsgründen zu meinem Chef kommen. Manchmal kann ich helfen, Du weißt ja, wie wichtig es ist, w i e man so ein Anliegen serviert. Wenn dann einer in Italien sieben Kinder hat und nach Hause will, unterstütze ich natürlich seine Meinung, dass er krank ist. Am liebsten mag ich die Italiener. Ich lade jetzt öfter zwei Jungen, so im Alter meines Bruders, zu uns ein, damit sie ab und zu aus der Lageratmosphäre herauskommen. Sie wissen ja nach der Arbeit meist nicht wohin, und sie sind besonders gern in unserem Garten, helfen da auch. Natürlich darf es keiner hier wissen.

Im Alten Theater war neulich eine »Festwoche neuer Dramatik«, zu der ich als gewöhnliche Sterbliche leider keine Karte bekam. Den größten Erfolg hatte ein Stück von Herybert Menzel: »Das Friedensschiff«. Ich habe mich eine Woche später mit einer ausgezeichneten Aufführung von »Kabale und Liebe« getröstet. Zu Hause beschäftigen wir uns jetzt alle mit dem neuen kleinen Lebewesen. Meine Mutter, die dadurch von dem Kummer um meinen Bruder abgelenkt wird, ist gar nicht vom Körbchen wegzubekommen. Besonders darüber ist sehr glücklich Deine

Elisabeth

Warschau, den 20. Oktober 1943

Liebste Elisabeth, der unvermeidliche Krach zwischen Schönhaus und mir wegen Gerrit hat endlich stattgefunden. Er hat mir die Eingangspost weggenommen, so dass ich in nichts Wichtiges mehr Einblick habe, und die Ausgangspost bekomme ich zugeklebt ausgehändigt und »darf« sie noch stempeln und frankieren. Ich konnte es gar nicht fassen, als mir Schönhaus den Dienststempel wegnahm. Es war wie ein Schlag.

Natürlich lasse ich mir vor der Brut hier nicht anmerken, wie gekränkt ich bin, ich bin noch hochmütiger als sonst. Schönhaus' Verhalten färbt natürlich auf die anderen ab, und sie schleichen um mich herum, als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Aber ich halte trotzdem zu meinem Gerrit, nun erst recht. Unter uns gesagt: Am meisten ärgert Schönhaus, dass seine Sekretärin sich nicht zur »Privat«sekretärin eignet, Du kannst Dir schon denken, wie ... Er hatte wohl damit gerechnet, dass meine Freundschaft mit Gerrit nun in die Brüche geht. Hilde fühlt sich natürlich wie im siebenten Himmel, dass sie jetzt die Post machen darf. Und ich möchte mich im Büro vor Langeweile in den Hintern beißen, nur bin ich leider kein Schlangenmensch. Gerrit weiß nichts von meinen Schwierigkeiten, es ist mir bis jetzt gelungen, sie vor ihm zu verheimlichen. Er kommt jetzt jeden Abend zu mir und liest und arbeitet viel. Nach dem Krieg will er noch einmal zur Fliegerschule. Einige seiner Kameraden haben sich zur deutschen Luftwaffe gemeldet, aber Gerrit will auf keinen Fall mit unserem Krieg etwas zu tun haben, so gern auch er wieder fliegen würde.

Ich habe Dir noch gar nicht geschrieben, dass wir kürzlich in Danzig waren und in Soppot und Gotenhafen. Das Schönste war die Übernachtung. Ich war zum ersten Mal an der See – die Wellen und der Sand und die Luft! Ich befand mich in einem richtigen Taumel. Wir sind, obwohl eigentlich kein Badewetter war, als Einzige geschwommen. Dann haben wir einen Zerstörer, 3000 BRT [Abkürzung für Bruttoregistertonnen], besichtigt, auf den wir mit List und Tücke hinaufgekommen waren. In Gotenhafen haben wir den großen Hafen, wo gerade ein gewaltiger Kreuzer vor Anker lag, allerdings nur von weitem, besichtigen können. Auf einem Motorboot sind wir ein Stückchen hinausgefahren. Und Danzig, ach Elisabeth, Danzig ist entzückend! Die alten Patrizierhäuser, von denen aus man dann durch zwei wunderbare Tore zur Weichsel kommt. Am gegenüberliegenden Ufer befinden sich die alten Tuchhallen, auf der Weichsel liegen Dampfer. Solche friedlichen Bilder – und dabei ist irgendwo, ach, fast in der ganzen Welt Krieg. Und wie böse es doch jetzt wieder aussieht. Wenn wir davon anfangen, Gerrit und ich, dann werden wir beide melancholisch. Köln, Wuppertal und all die bombengeschädigten Städte, und im Osten geht es nicht vorwärts. Hast du Nachricht von Wilm? Ich mache mir viele Gedanken über Deine Sorgen. Bleib weiter tapfer, meine Liebe, und grüß auch Wilm von Deiner

Inge

Leipzig, den 6. Dezember 1943

Liebste Inge, ich schreibe unter ungewöhnlichen (oder gewöhnlichen?) Umständen: Die Finger klamm, bei Kerzenlicht, seelisch und physisch todmüde. Du wirst wissen, dass am 4. Dezember der erste Bombenangriff auf Leipzig war. Der Angriff hat nur eine halbe Stunde gedauert. Wir waren, wie die meisten Menschen hier, trotz des Alarms im Bett geblieben. Es war schon 4.00 Uhr morgens und wir glaubten, die Flugzeuge kämen, schon ohne Bombenlast, von einem Angriff auf Berlin zurück. Plötzlich Detonationen, Flakschüsse, Feuerschein – ein Höllenkonzert. Wir liefen, wie alle Hausbewohner, im Nachthemd in den Keller; meine Schwester war in Halle bei Bekannten und musste von dort aus zusehen, wie die Hölle über Leipzig hereinbrach. Meine Mutter raffte, über ihre Betten jammernd, zusammen, was sie eben in die Hände bekam. Ich nahm Bärbel in den Arm. Dicht neben der Hausmauer waren Brandbomben gefallen, die wir aber rasch löschen konnten, dann sind wir, halb angezogen, auf den Hausboden, um nach Brandbomben zu sehen. Eine halbe Stunde später war alles still, vor den Haustüren standen die Menschen, fassungslos in Feuer und Rauch über der Stadt starrend.

Das Werk ist total hin. Die Hallen sind nur noch ein Gewirr von Eisenträgern und Steinen, nur Reste der Halle 9 stehen noch. Die Verwaltungsbaracken verkohlte Balken und Asche. Da glaubte man immer, jedes Schriftstück sei wichtig und müsste rasch erledigt werden, und dann steht man an der Stelle, wo man

jahrelang gearbeitet hat, und da ist nichts mehr – absolut nichts –, die blanke Erde, ausgebrannte Teile von Schreibmaschinen, die man vergessen hatte in den Keller zu bringen.

Ich bin am Morgen nach dem Angriff mit dem Fahrrad ins Werk gefahren, die Straßen rechts und links gesäumt von brennenden Häusern, aus denen Leute ihre letzten Habseligkeiten herausschleppten. Überall Geröll, Schutt, Dachziegel, Funkenregen, Glassplitter, Balken, Rauch. Mein Fahrrad musste ich große Strecken tragen, damit die Reifen nicht zerschnitten wurden. Oft verlief nur ein schmaler Pfad, wo vorher eine Straße war. Die Innenstadt stand (und steht) in Rauchwolken gehüllt, man kann noch nicht durch wegen Rauchvergiftungen.

Ins Werk waren nur etwa 30 Leute gekommen. Ich habe den ganzen Tag beim Löschen geholfen, in schrecklicher Hitze und bis an die Knie im Wasser stehend. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, dass die Werksküche gerettet werden müsste, weil sie in Katastrophenfällen als Ausweichküche für die Bevölkerung vorgesehen war. Sie war unzerstört, aber abgesoffen – dicht daneben lag ein Benzinlager, das jeden Augenblick explodieren konnte. Spät am Abend bin ich dann, im Dunkeln, verdreckt, verschmiert, erschöpft, mit einem verknacksten Fuß über eine Stunde lang nach Hause gehinkt, weil man mir inzwischen das Fahrrad geklaut hatte. Zu Hause kein Strom, keine Fensterscheiben, kein Wasser. Auf dem Rathaus wurden Haushaltskerzen ausgegeben. Da die Alarmsirenen ohne Strom sind, wurden Nachtwachen eingerichtet. Meine erste Nachtwache war von 24.00 bis 2.00 Uhr. Zwei Stunden lang hatte ich Angst, dass ein neuer Angriff käme und ich die drei Flakschüsse, die anstelle der Sirenen Alarm bedeuten sollten, überhören würde. Meine Knie zitterten so, dass ich mich aufs Sofa legen musste. Wie halten die Menschen im Westen das schon seit einem halben Jahr aus? Wie die armen Berliner, die von Terrorangriffen nur so überflutet werden? Ich schreibe am 8. während der Nachtwache weiter, noch immer bei Kerzenlicht. Um irgendetwas zu tun, habe ich mir Horsts Schulbücher vorgenommen, nun lese ich in seinen Schulaufsätzen.

Inge, die Theater sind alle weg: Das Schauspielhaus, das Alte Theater, die Oper, das Operettentheater und auch das Gewandhaus – alles innerhalb von dreißig Minuten. Am Augustusplatz soll überhaupt nichts mehr stehen, nur noch wenige Häuser in der Grimmaischen Straße und am Markt, vom Königsplatz bis zum Bayerischen Bahnhof ist alles eine Steinwüste. Das Alte Rathaus und die Börse sind schwer beschädigt, ebenso der Bahnhof. Die Züge fahren von Vorortbahnhöfen aus. Der Bahnhofsvorplatz ist tüchtig mitgenommen, Astoria, Parkhotel Continental, Stadt Rom – alle schwer beschädigt oder total weg. Im Südviertel wurden viele Häuser zerstört. Die Menschen waren ganz kopflos. Sie retteten die merkwürdigsten Dinge: Den Vogelbauer, die Kaffeemühle, eine Puppe. Die Kunze aus unserer Abteilung brachte es nicht übers Herz, den Schrank, von dem der Schlüssel weggefliegen war, mit Gewalt aufzubrechen, um die Pelzmäntel herauszuholen. Das gute Stück tat ihr leid. So verbrannten die Mäntel mit dem Schrank.

Bei uns sind nur die Fensterscheiben zersplittert. Aber im Werk sind mir drei Paar Schuhe, zwei Kleider, ein Rock und zwei Blusen verbrannt. Ich habe auf dem Fahrrad immer die alten Klamotten angezogen, um die guten zu schonen,

nun sind gerade die weg. Vor allem der Verlust der Schuhe ärgert mich. Mit der Punktkarte kann man keine großen Sprünge machen, und Ersatz brauchen die total Ausgebombten jetzt natürlich nötiger als ich.

Es soll zweitausend Tote gegeben haben, offizielle Zahlen gibt es nicht, aber das sei noch wenig im Vergleich zu anderen Städten. In der Innenstadt stehen doch meist unbewohnte Geschäftshäuser. Stell Dir vor, der Angriff wäre zur Zeit der Theater- und Kino-Besuche gewesen! Aber das Goldhahngässchen und die Gerberstraße sind samt ihren Bewohnerinnen und deren Besuchern total zerstört! Die Geschäfte wurden im Überfluss mit steinharten, schwarzen Eiern beliefert, die im Kühlhaus in den Flammen geröstet wurden; die Feuerwehr habe dort bis zu den Knien in flüssiger Butter gestanden.

Ich würde gern über Silvester nach Oberwiesenthal fahren, um aus diesem Jammer herauszukommen, eine Dienstbescheinigung für die Bahnfahrt würde ich mir schon organisieren. Zwei Tage im Schnee würden aus mir sicher wieder einen Menschen machen. Aber ohne Ski hat das nicht viel Sinn, ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich sie nicht abgeliefert habe. Ich hatte mir das Geld dafür so mühsam zusammengespart – jetzt würden mich die Leute im Zug anpöbeln deshalb. Die Stiefel waren glücklicherweise zu klein zum Abliefern, man nahm erst ab Größe 39.

Jetzt arbeite ich nördlich von Leipzig in einem Außenbetrieb, wo ich auch in einem Barackenzimmer schlafe, es ist zu weit täglich nach Hause. Die Werkleitung sitzt hier, und ich arbeite als Direktionssekretärin. Frau Peters, ausgebombt, ist nach dem Angriff von Leipzig weg. Mir brachte die Zufallsbeförderung eine Gehaltserhöhung von 20.-- RM ein. Wie es scheint, herrscht hier eine großzügigere Atmosphäre, das ist wichtig für mich.

Die neuesten Familiennachrichten: Mein Vater fährt jetzt auf einem Lazarettzug als Heizer, Wilm ist noch immer auf der Krim, unsere Bärbel ist gesund und macht uns glücklich.

Inge, lass Dich nicht beirren von dem, was Du dort siehst. Ich weiß jetzt, mit was für einem mitleidlosen Gegner wir es zu tun haben. Jetzt verstehe ich, weshalb man uns Hass gelehrt hat, ich warte mit Ungeduld auf die Vergeltung, von der der Führer erst kürzlich wieder sprach.

Lasst es Euch gut gehen, seid glücklich, und b. ü. – unser neuer Gruß: Bleib übrig, Zwilling!

Deine Elisabeth

Warschau, den 10. Dezember 1943

Meine Liebe, ich hoffe sehr, dass Du nicht von dem Terrorangriff betroffen bist. Dass das Leipziger Werk total weg ist, haben hier Verschiedene erzählt. Du kannst Dir meine Unruhe wegen meiner Mutti vorstellen, von ihr habe ich Gott sei Dank gute Nachricht.

Wir reden immerzu von Vergeltung, aber wann kommt sie? Ich bin ganz verzweifelt. Was haben wir für Monate hinter uns: Sizilien, Korsika und Sardinien geräumt, Charkow, Orel, Kiew, den Kubanbrückenkopf, Gomel aufgegeben, dazu die Terrorangriffe überall. Der Führer sagte in seiner letzten Rede, dass unsere Front überall 1000 Kilometer von der Reichsgrenze entfernt sei. Aber dahin sind wir doch zurückgegangen!

Ich will nur daran denken, dass bald Weihachten ist und dass ich dann zweieinhalb Tage mit Gerrit zusammensein kann. Mit der Sonderzuteilung für Weihachten haben sie sich ja mächtig angestrengt: 50 g Bohnenkaffee, 300 g Obst, 1 Büchse Kondensmilch, 250 g Nahrungsmittel. Gut, dass man hier etwas organisieren kann.

Wir wollen uns offiziell verloben. Dann braucht sich Schönhaus nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, woran er mit mir ist.

Auf der Krim scheint jetzt Stillstand eingetreten zu sein. Hast Du Nachricht von Wilm? Ich wünsche Euch so sehr die Erfüllung Eurer Wünsche. Ich hoffe, Du bist gesund, und ich wünsche Dir trotz der Kriegsschwierigkeiten ein paar schöne Tage und ein Neues Jahr, in dem dieser verfluchte Krieg endlich zu Ende geht.

Einen Weihnachtskuss von Deiner Inge

Warschau, den 21. Januar 1944

Liebste, mach Dich auf einen Erguss gefasst: Seit 21 Tagen bin ich glückliche Braut. Nicht glücklicher als früher freilich, da ich ja auch vorher so glücklich war, wie es glücklicher gar nicht geht. Ein glückliches Stück, nicht?

Auch was meinen Chef betrifft, hat unsere Verlobung ihren Zweck erfüllt: Er hat eine mächtige Wut im Bauch. Jetzt kann er mich nicht mehr ohne IHN einladen – und wer kompromittiert sich schon gern mit einem Ausländer?

Gerrit möchte, dass wir so bald wie möglich heiraten. Was sagst Du dazu? Mit nichts anfangen? Gerrit will nach dem Krieg noch auf eine Flugschule gehen und berufsmäßiger Flugzeugführer werden, also: Keine Voraussetzungen für eine Ehe. Gerrit argumentiert: Unsere einzige Chance bestehe darin, jetzt zu heiraten. Sollte Deutschland den Krieg gewinnen, wird mir bestimmt die Heirats-erlaubnis mit einem Ausländer verweigert. Sollten wir aber den Krieg verlieren, sitzen wir auch in der Tinte: Dann darf ein Ausländer bestimmt keine Deutsche heiraten. Also muss es bald sein. Notfalls muss ich eben noch halbtags arbeiten, bis Gerrit mit dem Studium fertig ist. Etwas Geld haben wir gespart, und wir müssten vorläufig eine möblierte Wohnung mieten. Erst war mir der Gedanke sehr neu, aber jetzt freue ich mich darauf.

Das Interesse an meiner Arbeit habe ich völlig verloren, seitdem ich für meinen »Mann« sorgen muss. Und die Lust wird mir auch immer mehr genommen. Selbst das Restchen persönliche Freiheit, das uns verblieben ist, wird durch Zimmerkontrolle zum »Zapfenstreich« so vermiest, dass ich es hier kaum noch